KINLEY MACGREGOR

Der Ritter der Nebel

Buch

Seit unzähligen Jahrhunderten führt Varian die Befehle Merlins aus, doch nie ist er in den Kreis der Ritter von Avalon aufgenommen worden. Denn auch wenn Lancelot sein edler Vater gewesen ist, so ist doch Narishka, seine mächtige Mutter, eine enge Vertraute Morganas, der Herrscherin über das dunkle Reich Camelot.

Merewyns Schönheit war ihr Verderben und so wurde sie dazu verdammt, für alle Ewigkeit in der Gestalt einer hässlichen Hexe als Sklavin zu dienen. Doch dann macht ihr Narishka, ihre grausame Herrin, ein höchst verlockendes Angebot: Merewyn erhält ihre frühere Gestalt und Schönheit zurück, wenn es ihr gelingt, Varian zu verführen und ihn nach Camelot zu bringen, damit er fortan Morgana diene.

Doch die Liebe vermag auch den mächtigsten Fluch zu bannen und den treuesten Ritter der Tafelrunde zu verzaubern …

Autorin

Kinley MacGregor ist das Pseudonym der bekannten amerikanischen Autorin Sherrilyn Kenyon. Die Romane ihrer wild-romantischen Highland-Saga treten regelmäßig einen Triumphzug auf die Spitzenplätze der New-York-Times-Bestsellerliste an. Kinley MacGregor lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in der Nähe von Nashville, Tennessee.

Von Kinley MacGregor bei Blanvalet lieferbar:

Die schottische Braut (36055) · In den Armen des Highlanders (36041) · Die Rückkehr des Highlanders (36684) · Die schottische Wildkatze (37164) · Pirat meiner Sehnsucht (36633) · Highlander meines Herzens/Die schottische Braut (37488) · Die Herrin der Nebel (36909)

Kinley MacGregor

Der Ritter der Nebel

Roman

Deutsch von Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »Knight of Darnkness. Lords of Avalon«
bei Avon Books, *An Imprint of* HarperCollins*Publishers,* New York.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe by Sherrilyn Kenyon, 2006
Copyright © für die deutsche Ausgabe 2009
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Published by arrangement with Avon, an imprint of HarperCollins Publishers, Inc.
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock und von John Ennis via
Agentur Schlück GmbH
Redaktion: Angela Schilling
LH · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH; Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-36910-2

www.blanvalet.de

die »Lords von Avalon« begannen auf dem College. Ich schrieb an einer Seminararbeit über die keltischen Ursprünge der Artus-Legenden und wie durch sie die Idee der Höfischen Liebe beeinflusst wurde. Später wurde daraus eine Abschlussarbeit mit der These, dass keltische Legenden die Grundlage der Bewegung der Höfischen Liebe waren und nicht, wie öfter behauptet wird, arabische Liebeslyrik.

Die vielen Recherchen zu diesem Thema entzündeten meine Fantasie. Während ich arbeitete, begann ich mich zu fragen, was eigentlich nach dem Tod von Artus geschehen war. Der ganze Zauber konnte doch nicht spurlos verschwunden sein … Und ganz sicher verschwand auch das Böse nicht einfach so. Nein, das hatte sicher überlebt – und aus dieser kleinen Überlegung wuchs die ganze Welt der Lords von Avalon.

Das letzte Mal, dass mich meine Figuren so sehr gefangen genommen haben, war, als ich meine »Dark Hunter«-Romane, die ich unter meinem richtigen Namen Sherrilyn Kenyon veröffentlichte, begann. Seit »Die Herrin der Nebel« lebe und leide ich mit diesen Protagonisten und hoffe, dass sie Ihre Fantasie ebenso beflügeln. Vielen Dank, dass Sie diese fantastische Abenteuerreise in die Welt der Mythen und Erfindung mit mir antreten.

Ihre
Kinley MacGregor (Sherrilyn Kenyon)

Prolog

Die Weisen sagen, dass tief im Herzen eines jedes Mannes ein edles Tier wohnt, welches danach strebt, das Rechte zu tun. Aber bevor ein Mann zum Manne wird, ist er ein Kind, ein Junge. Unter den bestmöglichen Umständen wurde er in Liebe gezeugt und empfangen und ebenso aufgezogen, auf dass er edel und gut wurde und sein Schicksal erfüllen konnte.

Und dann gibt es die anderen, welche in Dunkelheit und Heimtücke gezeugt und mit Bitterkeit und Hass genährt wurden. Die Tiere in ihren Herzen sind nicht edel und gut, sondern wild und grimmig.

Sie gleichen wilden Raubtieren, welche alles um sich herum vernichten wollen.

Diese Männer wuchsen in einer Umgebung auf, die sie verabscheuten. Nicht aus freiem Willen, sondern weil jedes Mal, wenn sie es wagten, nach Trost zu suchen, ihnen nur noch mehr Wut und Feindseligkeit begegneten, noch mehr Hohn und Brutalität. Sie kennen nur das. Es ist alles, was sie je gelernt haben.

Diese Männer sind das Produkt ihrer Vergangenheit. Für immer und ewig.

Das Schlechte.

Das Böse.

Woher ich das weiß? Ich bin einer von ihnen. Zum Sohn des Lichts bestimmt, wurde ich von den Dunklen Künsten gezeugt. Zerrissen zwischen dem Licht und der Dunkelheit, kannte ich weder Frieden noch Beistand oder gar Zärtlich-

keit. Bosheit, Grausamkeit und Wut nährten mich und machten mich zu dem, was ich heute bin. Nicht edel, aber eindeutig eine Bestie. Jemand, der sein ganzes Leben lang auf der Jagd nach jenen ist, welche wie ich den Pfad des Bösen beschreiten, um sie als das zu entlarven, was sie wirklich sind. Und wenn ich sie gefunden habe, sterben sie von meiner Hand.

Ich bin die Kraft. Ich bin die Finsternis.

Und vor allem bin ich voller Hass. Dieser Hass nährt mich mehr, als Muttermilch es je vermocht hätte.

Ich will es nicht anders. Denn es ist dieser dunkelste Teil meiner Seele, der mir erlaubt, zu vollbringen, was notwendig ist. Ob ich jedoch zum Wohle der Menschheit kämpfe oder für mein eigenes Wohl, weiß niemand.

Nicht einmal ich.

1. Kapitel

Unter uns ist ein Verräter!«

Varian duFey sah mit stoischem Gesichtsausdruck von dem Tisch hoch, an dem er seine Zeit an ein Sudoku-Puzzle verschwendete, und erwiderte Merlins beunruhigten Blick. Wie gewöhnlich trug sie ein langes weißes Gewand im mittelalterlichen Stil, das mit Gold gesäumt war. Ihr weißblondes seidiges Haar fiel ihr wie ein Umhang über Schultern und Rücken. Anders als der Merlin, welcher Artus gedient hatte, war Aquila Penmerlin geschmeidig und jung; ihre Schönheit wurde nur noch von ihrer Intelligenz und der Macht ihrer Magie übertroffen.

Varian kratzte sich das Kinn und reagierte auf ihre Aufregung lediglich mit einer hochgezogenen Braue. »Was Ihr nicht sagt, Sherlock! Es gibt immer einen Verräter unter uns.«

Mit einem raschen Schritt überwand sie die Entfernung zwischen ihnen, packte sein Kinn, hob es und zwang ihn, zu ihr hochzusehen. Der Blick ihrer kalten, blauen Augen bohrte sich in seine. Ihre perfekt geschnittenen Lippen waren zu einem harten Strich zusammengepresst und machten ihm deutlich, dass sie seine Antwort nicht sonderlich amüsant fand. Bevor er sich rühren konnte, beschrieb sie mit der Hand einen Kreis vor seinem Gesicht. Sofort entstand ein Nebel, der sich zu einem Ball formte. Als der Nebel sich auflöste, kam ein Bild zum Vorschein.

Es zeigte einen Mann, etwa Mitte zwanzig, der mit dem Gesicht nach unten in einer Lache seines eigenen Blutes

lag … allerdings war dieses Blut nicht rot, sondern von einem widerlichen, dunklen Grau … wie alles andere in diesem Bild. Was bedeutete, dass die Leiche weder in der Menschenwelt noch in der von Avalon war. Es war die sogenannte »andere Seite«, diejenige, welche vom unerbittlich Bösen kontrolliert wurde.

Wunderbar, einfach wunderbar. Varian wusste, wohin das führen würde … eine beschissene Straße entlang, an deren Ende er völlig fertig sein würde.

Wie üblich.

Er musste im Grunde seines Herzens ein Masochist sein, sonst wäre er jetzt aufgestanden, hätte ihr geraten, die Sache zu vergessen, und wäre verschwunden.

Wenn es nur so einfach wäre.

Varian betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die Leiche des Mannes. Er trug einen Kettenpanzer und einen dunklen Überwurf, die übliche Kleidung in England Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der Tote hatte einen Arm zu einem alten Steingebäude ausgestreckt, als hätte er dort vor seinem Tod nach Hilfe gesucht. Natürlich würde niemand in diesem Reich sich auch nur bücken, um jemand anderem zu helfen, es sei denn, zuvor hätte eine obszöne Menge Geldes den Besitzer gewechselt.

Doch nicht das beunruhigte Varian, ebenso wenig wie die zahlreichen Schnittwunden und Prellungen, die verrieten, dass der Mann misshandelt und gefoltert worden war, bevor der Tod ihn erlöste. Was seinen Atem stocken ließ, war der Anblick einer Tätowierung auf dem linken Schulterblatt des Toten, die unter einem Riss in der Rüstung zu sehen war: Sie zeigte einen Drachen, der von Flammen umzüngelt wurde, die aus einem Kelch loderten. Es gab nur eine Handvoll

Männer mit diesem Mal, und ihre Namen waren ein sorgsam gehütetes Geheimnis. Mehr als das: Diese Männer verfügten über extrem starke Magie. Allein diese hätte den Mann eigentlich vor dem schützen müssen, was ihn getötet hatte.

»Ein Gralsritter?«

Merlin nickte, als sie Varians Kinn losließ und zurücktrat. »Tarynce von Essex. Morganas Büttel des Todes haben ihn erwischt, bevor ich ihm Hilfe senden konnte. Sie haben ihn aus seinem Heim im mittelalterlichen England durch den Schleier nach Glastonbury gezerrt, wo sie ihn ermordet haben.«

Das wunderte ihn nicht weiter. Varian kannte einige von Morganas Bütteln. Sie waren eine abgebrühte Horde, die nur für die Gelegenheit lebten, jemanden umzubringen. Ihren Hass an einem echten Ritter der Tafelrunde auslassen zu können – dafür würden sie ihre Mütter verkaufen. Sie liebten nichts mehr, als im Blute ihrer Feinde zu waten … zur Not auch in dem ihrer Freunde.

»Haben sie etwas aus ihm herausbekommen?«, fragte er Merlin.

Auf ihrer Stirn zeigten sich sofort wieder die Sorgenfalten. »Das weiß ich nicht. Keiner weiß es, außer den Bütteln oder Morgana. Genau deshalb brauche ich Euch.«

Wie er diese Worte hasste. Er hatte es schon lange satt, Merlins Werkzeug zu sein. Sie bat ihn ständig, Verräter ausfindig zu machen und Informationen von der anderen Seite zu beschaffen. Die Exekution des Verräters war ebenfalls sein Job. Er wäre diese ekelhaften Aufgaben wirklich gern losgeworden. Er war es leid, in dem Kampf zwischen Merlin und Morgana zerrieben zu werden. »Dafür braucht Ihr mich nicht.«

»Doch. Da sie seine Rüstung über dem Schulterblatt zerrissen haben, wissen sie offenbar, wo sie nach dem Mal suchen

müssen. Das muss ihnen jemand verraten haben, und wenn Morgana das in Erfahrung gebracht hat, weiß sie auch, wie sie die restlichen Gralsritter identifizieren kann. Wir schweben alle in Gefahr, Varian. Ihr selbst schwebt in Gefahr.«

Angesichts ihres drohenden Tons unterdrückte er eine sarkastische Erwiderung. Er war immer in Gefahr, wegen irgendetwas oder irgendjemandem. Und wenn schon! Selbst jetzt lebte er unter seinen Feinden, die kein Hehl daraus machten, dass sie ihm keine Träne nachweinen würden.

»Ihr könnt mir keine Angst einjagen, Merlin«, antwortete er gelassen. »Ich bin zu alt, um an Gespenstergeschichten zu glauben, und Morgana sowie ihre Horde interessieren mich nicht die Bohne. Wenn sie mich tatsächlich angreifen wollen, könnt Ihr den Leichenbestatter benachrichtigen, damit er seinen Vorrat an Leichensäcken aufstockt.«

»Also kümmert es Euch nicht, dass der Rest der Gralsritter vielleicht wie Vieh abgeschlachtet wird?«

Er beantwortete ihre Frage mit einer Gegenfrage: »Sollte es mich kümmern?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie sind Mitglieder der Tafelrunde, also Eure Brüder.«

Na klar doch. Sie kümmerten sich genauso wenig um ihn, wie er sich um sie. Sie würden ihn ohne zu überlegen ausliefern. »Sagt ihnen das.«

Merlin streckte die Hand aus und berührte seinen Unterarm. Sie allein wusste, dass Freundlichkeit eines der sehr wenigen Mittel war, die ihn erweichen konnten. Er hatte so wenig Erfahrung damit, dass er stets davon überrumpelt war; er wusste nie, wie er darauf reagieren sollte.

»Bitte, Varian. Tut es für mich. Ihr seid der Einzige, dem ich zutraue, nach Glastonbury zu gehen und dort Informa-

tionen zu beschaffen. Ich suche einen Verräter, der Morgana von der Tätowierung und Tarynce erzählt hat. Nur Ihr könnt in Erfahrung bringen, was die Büttel herausgefunden haben, bevor sie ihn umbrachten. Ganz zu schweigen davon, dass jemand seine Leiche zurückschaffen muss, damit er angemessen bestattet werden kann. Das ist das wenigste, was wir für einen von den Unsrigen tun können.«

Wie leicht es aus ihrem Mund klang! Aber Glastonbury war kein Ort für einen Mann wie ihn. Andererseits – vielleicht doch. Bevor Artus unter Morganas Schwert sein Leben gelassen hatte, waren Glastonbury und seine Abtei Orte der Schönheit gewesen. Jetzt existierten sie in der Unterwelt zwischen Avalon und Camelot.

Dort lebte nichts, was auch nur einen Funken Anstand im Leib hatte. Nichts. Es war die Hölle, und er hätte sich lieber seine Nasenflügel aufschlitzen lassen, als jemals wieder einen Fuß dorthin zu setzen.

Bevor er ihr das jedoch sagen konnte, schwang die Tür des Raumes auf, und drei Männer traten ein. Sie waren, wie er, Relikte von König Artus' Tafelrunde. Ademar, Garyth und Bors, ein ausgesprochener Langweiler. Bors' Vater war ein Cousin von Varians Erzeuger gewesen. Ihre beiden Väter hatten Seite an Seite gefochten. Bedauerlicherweise hatte sich dieses Gefühl der Brüderlichkeit nicht auf ihre Söhne übertragen. Die beiden konnten sich nicht ausstehen.

»Wie ich sehe, habt Ihr unseren Verräter gefunden, Merlin«, höhnte Ademar, während er Varian mit einem eisigen Blick maß. Sein glattes, braunes Haar trug er zurückgekämmt, und seine scharfen, spitzen Züge erinnerten Varian an die einer Maus. Trotz seiner knapp einsfünfundsechzig hatte der Ritter die Haltung eines Giganten.

Garyth war nur fünf Zentimeter größer als Ademar und untersetzt. Er hatte kleine, glänzende braune Augen und dunkelbraunes Haar. Er trat dichter an Varian heran, um seine Verachtung zum Ausdruck zu bringen, was allerdings überflüssig war. Varian hätte schon ein kompletter Idiot sein müssen, um zu übersehen, wie sehr der Mann ihn hasste. »Wie der Vater, so der Sohn.«

Das traf, wenngleich auch nicht aus den Gründen, die Garyth vermutete. Es war nicht Lanzelots Verrat, der Varian bekümmerte, sondern die Grausamkeit seines Vaters.

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, während er die Männer ausdruckslos anstarrte. »Wenn Ihr einen Kampf mit mir sucht, legt Eure Rüstung an und erwartet mich zwischen den Schranken des Turnierplatzes. Es bedarf keiner Worte, um mich anzustacheln, Euch in den Hintern zu treten. Ich würde nicht einmal meine Macht benutzen, Euch zu schlagen. Jedenfalls würde es sich gut anfühlen, wieder Blut an den Händen zu haben.«

»Varian!«, ermahnte Merlin ihn streng und trat einen Schritt zurück. »Wir können in dieser schwierigen Situation keinen Zwist gebrauchen! Es sind nur noch fünf Gralsritter übrig. Wenn Morgana das Versteck des Grals herausfindet …«

Sie musste ihren Satz nicht beenden. Ohne die Blutlinie gab es niemanden mehr, der Morgana entgegentreten und sie besiegen konnte. Der Gral barg viele Geheimnisse und dazu eine ungeheure archaische Macht, die jeden, der sich ihrer bemächtigte, unbesiegbar machte. Aus diesem Grund hatte der Gral im Unterschied zu den anderen heiligen Objekten, mit deren Hilfe Artus Britannien regiert hatte, mehr als nur einen Hüter.

Jeder der Gralsritter war direkt mit dieser Macht des Grals

verbunden, und jedem war ein einziger Hinweis anvertraut, der zu dem Versteck führte. Niemand auf dieser Welt wusste, wo der Gral verborgen war.

Niemand.

Falls es Morgana jedoch gelang, die Hinweise der sechs Gralsritter in Erfahrung zu bringen, würde sie das Versteck des Grals kennen. Varian hatte genug von ihrer Magie gesehen, dass er wusste, was dies für die Welt bedeutete.

Warum kümmert es mich?

Er hatte keine Ahnung, aber die erbärmliche Wahrheit war, dass es ihn kümmerte. Er sah zu Merlin hoch und richtete den nächsten Gedanken nur an sie allein. *Ich muss wissen, wen ich beschützen soll.*

Trauer verdunkelte ihre Augen. *Ihr wisst, dass ich Euch das nicht sagen kann. Nicht, weil ich Euch misstraue, Varian. Doch solltet Ihr in Morganas Hände fallen, ist es besser, wenn nur ich die Identität der restlichen fünf Gralsritter kenne.*

Sie hatte recht. Falls Morgana ihn folterte, konnte er nicht garantieren, dass er die Ritter nicht verraten würde, damit sie aufhörte. Er hatte den Verrat an Freunden und Bundesgenossen zu seinem Lebensziel gemacht.

Also gut. Er stand auf und schloss das Buch mit den Sudoku-Rätseln.

»Genau.« Ademar verzog höhnisch die Lippen. »Verzieh dich wieder in das Loch, aus dem du hervorgekrochen bist.«

Merlin richtete sich auf. »Ademar, Ihr solltet dankbar sein, dass ich noch Macht über Varian habe. Wenn Ihr jedoch mit Eurem Hohn fortfahrt, werde ich ihn nicht mehr zügeln. Wehe über Euch, falls er jemals entfesselt sein wird!«

Ademar lachte verächtlich. »Ich fürchte keine Dämonenbrut. Ich vernichte sie.«

Varian lachte, als er neben dem Ritter stehen blieb, der ihm knapp bis zur Schulter reichte. Er sog vernehmlich die Luft ein, sodass er die Furcht und den Schweiß des Mannes riechen konnte. »Die Hochmütigen prahlen, um ihre Feigheit zu übertünchen. Ihr fürchtet vielleicht keine Dämonenbrut, Ademar, aber Ihr fürchtet mich.«

Ademar wollte sich auf ihn stürzen, doch Bors zog ihn rasch zurück. Die Gesichtszüge des großen, drahtigen Bors ähnelten verblüffend denen von Varian. »Er ist es nicht wert, Bruder.«

Jeglicher Humor war aus Varians Augen gewichen, als er den Blick seines Cousins erwiderte. Sie waren Verwandte. Vor allem jedoch waren sie Feinde, erbitterte Feinde.

»Das stimmt, Addy«, erwiderte Varian mit einer Spur Belustigung in der Stimme. »Mich anzugreifen ist Euer Leben nicht wert. Genau diesen Preis würde ich für den Versuch fordern.« Er sah Merlin an. »Ich gehe und komme Eurem Geheiß nach, Merlin. Doch meine Geduld und meine Bereitschaft, Euren Schoßhund zu spielen, nimmt immer mehr ab.«

»Das habe ich verstanden, Varian. Aber wisst, dass Ihr meine Dankbarkeit genießt.«

Ihre Dankbarkeit und die Verachtung der anderen. Beides löste ein warmes, behagliches Gefühl in ihm aus. Zudem konnte er es ihnen nicht verübeln, dass sie ihn hassten. Er war unter einem Fluch geboren, als Sohn von Artus' meistgeliebtem Ritter und seiner verhasstesten Feindin. Im Unterschied zu den anderen verband ihn mit beiden Parteien dieses Konfliktes die Loyalität des Blutes. Und beide Parteien zögerten nicht, diese Loyalität für ihre Zwecke zu missbrauchen.

An der Tür drehte er sich noch einmal um und sah Merlin an. »Ein Gutes jedoch hat das alles, wisst Ihr?«

Merlin erwiderte seinen Blick verblüfft. »Und das wäre?«

Varian deutete mit dem Kinn auf Ademar. »Wenigstens hat meine Mutter mir keinen Namen gegeben, der wie der eines verwünschten Zwerges klingt.« Mit diesen Worten ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich, unmittelbar bevor sich ein Dolch an der Stelle in das Holz grub, an der er eben noch gestanden hatte.

Er starrte die Spitze des Dolches an, die sich durch die massive Holztür gebohrt hatte, und lachte böse. Wahrlich, er war weit mehr der Sohn seiner Mutter als der seines Vaters. Es gab nichts, was er mehr genoss, als andere zu provozieren. Und nichts gefiel ihm besser, als das Blut seiner Feinde auf seinen Händen zu fühlen – nachdem er sich genügend Zeit genommen hatte, sie zu foltern.

Freundlichkeit, Mitleid – das konnten sich die Herren von Avalon getrost in den Hintern schieben.

Schlachten, Verderben, Beleidigungen. Das war sein Metier, und er blühte darin auf.

Varian wischte sich mit der Hand über seine Kleidung, woraufhin das schwarze T-Shirt und die Jeans sich in die mittelalterliche Kluft verwandelten, die er benötigte, wenn er zur Abtei ritt. Sein dunkelbraunes Lederwams war zwar schwer, hatte aber längst nicht so viel Gewicht wie der Kettenpanzer, der metallisch auf seiner Haut flüsterte.

Er rückte die schweren, ledernen Armschienen zurecht, in die Metall eingelegt war, um seinen Unterarm vor Schwerthieben zu schützen, und legte dann seine Hand auf den Griff seines Schwertes. Wenn er dieser Sache nachgehen wollte, musste er die Abtei von Glastonbury direkt aufsuchen.

Auf der menschlichen Seite des Schleiers bestand die Abtei nur noch aus einem Haufen Ruinen. Hinter dem Schleier

jedoch existierte sie unvermindert, nur befand sich nichts Göttliches mehr dort. Es war ein unheiliger Ort und außerdem eine neutrale Zone, wo Magie nicht funktionierte.

Keiner wusste genau, warum das so war. Varian vermutete, dass es damit zu tun hatte, dass Glastonbury unberührt gelassen werden sollte, als damals Camelot und Avalon aus der sterblichen Welt in das Reich des Feenvolks versetzt worden waren. In Glastonbury sollte man ebenso ahnungslos bleiben wie der Rest der Welt, was die beiden mythischen Orte anging. Stattdessen war die Magie aus Versehen in das Dorf gesickert und hatte es ebenso wie die positive und negative Magie von Avalon und Camelot ausgesaugt.

Also war er jetzt zu einem Ort unterwegs, an dem Magie nutzlos war. Vermutlich hatten die Büttel des Todes Tarynce genau aus diesem Grund dort erledigt. Es war einer der wenigen Orte, an denen ein Gralsritter ohne seine Magie gegen seine Widersacher kämpfen musste.

In Glastonbury konnte Varian nur die Geschicklichkeit seines Schwertarms helfen. Das und seine Bereitschaft, jeden rücksichtslos umzubringen, der ihm in die Quere kam.

Oh ja, es fühlte sich gut an, böse zu sein …

2. Kapitel

Die Abtei von Glastonbury war ein Pfuhl menschlichen Abschaums und zügelloser Ausschweifungen. Als sich Avalon und Camelot noch in der Welt der Menschen befanden, war sie ein Wunderwerk der Baukunst und Schönheit gewesen. Das Kreuzrippengewölbe des Kirchenschiffs war mit leuchtenden Farben bemalt und vergoldet gewesen, bis es fast wie die Sonne strahlte. Die bemalten Glasfenster waren eine wahre Farbenpracht gewesen, die jeden Sonnenstrahl auffingen, bevor sie ihn in brillanten Prismen auf den Steinfliesen des Bodens ausbreiteten.

Aus dem ganzen Land waren Menschen herbeigeströmt, nur um sie zu sehen. Die Mönche, die hier lebten, hatten die Schönheit der Abtei mit großer Sorgfalt erhalten. Ihre in Choralgesängen vereinten Stimmen waren erklungen wie himmlische Chöre.

Damals.

Jetzt existierte die Abtei in einem Schattenreich, in dem es keine Farbe gab, nur öde Grautöne. Zudem war sie durch puren Zufall hier gestrandet.

Ursprünglich hatten nur Camelot und Avalon hinter den Schleier versetzt werden sollen, um sie vor der Welt der Sterblichen zu verbergen, die vor dem Bösen geschützt werden sollte, welches hier herrschte. Aber Fortuna war nicht immer gut aufgelegt, deshalb war das Dorf Glastonbury mitsamt seiner berühmten Abtei ebenfalls hinter dem Schleier verschwunden.

Zahlreiche Menschen, die keine Ahnung hatten, was in jener schicksalhaften Nacht geschah, in welcher Avalon und Camelot verschwanden, waren mitten in diesen Kampf geraten und saßen hier fest, außerhalb der Zeit. Ihre Verwandten in der Menschenwelt vermuteten, dass sie einfach davongelaufen oder aber gestorben wären. In dieser Welt jedoch lebten sie durch Jahrhunderte und konnten sich an eine Zeit erinnern, in der ihre Welt weit und unbegrenzt gewesen war und sie Glastonbury oder Camelot nach Gutdünken verlassen konnten.

Das war ihnen jetzt versagt.

Durch Zufall aus dem Reich von Avalon verbannt, konnten sie jetzt nur in Glastonbury leben oder aber sich auf das Gebiet von Camelot wagen, das von bösen Kreaturen bevölkert war, die nur für ein Ziel lebten: Jene zu foltern und zu morden, die dumm genug waren, ihnen zu nahe zu kommen.

Aus nachzuvollziehbaren Gründen hatten die Einwohner von Glastonbury sich dafür entschieden, in der überschaubaren, neutralen Zone zu bleiben. Doch mit jedem Jahr, das verstrich, schwand auch ihre Neutralität, bis die Bewohner schließlich immer mehr jenen pervertierten Seelen glichen, die Camelot ihre Heimstatt nannten. Früher einmal mochten es anständige Menschen gewesen sein. Aber im Krieg litten die Unschuldigen immer am meisten, und in diesem Krieg waren es die unschuldigen Zuschauer, die zwischen die beiden mächtigsten Kräfte der Erde gerieten.

Wer auf dem nördlichsten Turm der Abtei oder dem Hügel stand, konnte die Teilung des Landes sehen. Zur Linken erstreckte sich der Vorhang aus Licht, der die Grenze zu Avalon markierte. Rechts davon drohte die dunkle, graue Welt von Morganas Camelot.

Es schien ganz einfach, diese Demarkationslinie zu überqueren. Doch der Anblick täuschte. Für die seelenlosen Verdammten, welche in Camelot hausten, war das Licht von Avalon wahrhaft schmerzhaft. Es brannte so stark, dass nur eine Handvoll von ihnen es ertragen konnte.

Jenen, die in Avalon lebten, flößte dagegen die Dunkelheit Furcht ein. Angeblich würde jeder, der den Übergang wagte, von ihr verzehrt werden. Wer im Dunklen lebte, gab alles Gute auf, das in ihm war. Die Dunkelheit war eine boshafte Geliebte, der man Moral und Anstand opfern musste.

In der Mitte zwischen diesen beiden Reichen lag die Abtei. Mit dem Bann ewiger Nacht belegt, fand sich auch hier keine Farbe, ebenso wenig wie in Camelot. Der Himmel schwankte ständig zwischen Schwarz und einem tristen Grau. Die Tage schienen ineinander zu verschwimmen, während die Dorfbewohner versuchten, sich so gut wie möglich über ihr Los hinwegzutrösten.

Viel Trost fanden sie nicht.

Und wie die Bewohner von Camelot verachteten auch sie diejenigen, welche in Avalon lebten.

Früher einmal hatte Merewyn von Mercia ebenfalls im Reich des Lichts gelebt. Freilich nicht in Avalon selbst, denn von dessen Existenz wusste sie nichts. Nein, sie hatte in Mercia gelebt, als Prinzessin. Schöner als selbst Helena von Troja, war sie die begehrteste Jungfrau ihrer Zeit gewesen. Sie musste mitansehen, wie sich Männer gegenseitig umbrachten, nur auf die schwache Chance hin, ihr ein Lächeln zu entlocken.

Sie hatte es gehasst, jede Sekunde davon. Als ihr Vater ihr schließlich zu verstehen gab, dass es nunmehr an der Zeit sei, sich einen Mann zu erwählen, der sich nur für ihr Aussehen interessierte, hatte sie eine der Kreaturen beschworen, welche

in der Dunkelheit lebten. Mithilfe von Magie, die sie besser gemieden hätte, rief sie eine Adoni herbei, eine Angehörige der Elfenrasse, die so grausam war, dass selbst Dämonen sie fürchteten.

Im Licht des vollen Mondes war Merewyn einen Handel eingegangen, der sie seither verfolgte. Sie hatte ihre Schönheit gegen die Freiheit eingetauscht – so dachte sie wenigstens. Es war ein bitterer Handel gewesen, denn Merewyn hatte keine Vorstellung von den Konsequenzen gehabt.

Jetzt saß sie in der Abtei fest, verborgen hinter einer Mauer, zusammen mit ihrer Herrin, eben der Kreatur, die ihr ihre Schönheit gestohlen und sie versklavt hatte.

Sie hätte gern gewusst, was sie hier in diesem Gefängnis eigentlich taten, wagte jedoch nicht zu fragen. Ihre Herrin duldete keine Fragen. Genau genommen duldete ihre Herrin so gut wie gar nichts.

Neiderfüllt starrte sie das lange, lockige blonde Haar ihrer Herrin an. Alle Adoni waren wunderschön, aber selbst nach deren außergewöhnlichen Maßstäben war Narishka etwas Besonderes. Klein und wohlgeformt, wie sie war, träumte jeder Mann davon, sie zu berühren, und jede Frau davon, so zu sein wie sie. Aber ihrer schwarzen Seele kam nur die Dunkelheit in ihrem Herzen gleich.

»Mehr Wein, Wurm!«

Merewyn blinzelte, überrascht von dem Befehl. Diese verzögerte Reaktion trug ihr einen Schlag ins Gesicht ein.

»Bist du ebenso taub wie hässlich, Fratz? Beweg dich!«

Merewyns Wange brannte, als sie den Kelch packte, der vor Narishka stand, und hastig davoneilte, bevor ihre Herrin sie erneut schlug. Sie hasste ihren humpelnden Gang, der daher rührte, dass eines ihrer Beine kürzer war als das ande-

re. Das war ein Ergebnis ihres einzigen Versuchs, ihrer grausamen Gebieterin zu entkommen.

Sie blickte durch die Wand zurück, um festzustellen, ob Narishka sie beobachtete, aber sie konnte es nicht sehen. Die Wand verbarg die Adoni vollkommen.

»Pass auf, wo du hingehst, Schlampe!«

Sie erstarrte unter den barschen Worten des Ritters, den sie in ihrer Eile beinahe gestreift hatte. »Verzeiht, Herr.«

Trotzdem stieß er sie von sich weg, gegen den Rücken eines anderen. Der Mann drehte sich mit einem Fluch auf den Lippen um und verzog angewidert das Gesicht, als er ihr von Pockennarben entstelltes Gesicht und das verfilzte Haar sah.

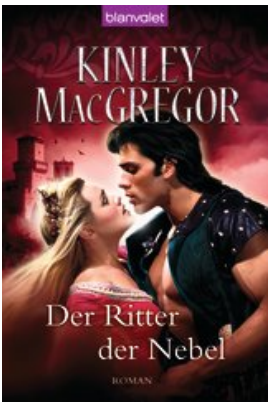
»Verschwinde, du scheußliche Gorgone!«

Auch er stieß sie von sich, gegen einen Tisch, an dem eine Gruppe von Männern saß und trank. Sie prallte gegen den Arm eines Mannes, der einen Becher in der Hand hielt, aus dem sich Wein über seinen Arm ergoss. Er fluchte, sprang auf und richtete den gebogenen Dolch gegen sie, während er sie hasserfüllt anstarrte.

Merewyn spannte sich an, während sie den Stoß des Dolches erwartete. Aber gerade, als der Mann zustoßen wollte, wurde er von einem anderen Mann herumgerissen. Dieser hielt die Hand und damit den Dolch ihres Angreifers fest, sodass sie wirkungslos waren.

Ihr Kiefer klappte schlaff herunter. Nicht vor Furcht, sondern vor sprachlosem Staunen. Der Fremde war groß und schlank und hatte die grünsten Augen, die sie jemals gesehen hatte. Sie waren so klar wie eine magische Kristallkugel und glühten in einem Gesicht, das so perfekt gemeißelt war wie das eines Adoni. Er legte tatsächlich auch das mörderische

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kinley MacGregor

Der Ritter der Nebel
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-36910-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2012

Einst die schönste Frau ihres Reiches, ist Merewyn dazu verdammt, der erbarmungslosen Narishka bis in alle Ewigkeit in Gestalt eines hässlichen alten Weibes zu dienen. Doch eines Tages macht ihre Herrin ihr ein verlockendes Angebot: Merewyn erhält ihre frühere Schönheit und Gestalt zurück, wenn sie Varian, den Sohn Lancelots, dazu verführt, sich der grausamen Hexe Morgana anzuschließen. Merewyn sieht keinen anderen Ausweg, doch dann steht sie dem düster-attraktiven Krieger Merlins plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenüber …